

Aufwachen in Osaka

Andreas Hartmann

Aufwachen ist eine meist mehr, manchmal auch weniger erfreuliche Vitalfunktion. Dem Schlaf und dem Traum noch verhaftet, beendet sie beides und entlässt den eben noch Schlummernden in die Wirklichkeit des Lebens. „Wach auf!“ – diese Parole schallte schon in der Lutherzeit durch die Lande, und sie schallt hartnäckig durch die Jahrhunderte hindurch bis heute. Es liegt eine unverblünte oder zumindest subtile Drohung, eine Warnung und eine Mahnung in diesem Ruf – „erwache!“, „erwachtet!“ –, den sich Religiöse, Rechtsradikale und Linke gleichermaßen auf ihre Fahnen schreiben. Als schliefen wir anderen, als gehörten wir einer somnambulen Spezies an, die man erst schütteln und rütteln muss, damit sie zu ihrer Verantwortung, ihrer Freiheit, ihrer Rechtgläubigkeit findet. Dabei wachen wir alle, die wir am Leben teilnehmen, täglich auf, weltweit, und dieser flüchtig-gedehnte Augenblick setzt uns Morgen für Morgen wieder aufs Neue in unsere personale und soziale Existenz ein.

In der Regel wachen wir nicht als Käfer auf. Aber manchmal kommt es doch vor, dass wir im ersten Moment nicht wissen oder darüber im Irrtum sind, wo wir uns befinden, in welchem Raum, an welchem Ort, in welchem Land. Sogar die Zeit, in der wir uns aufhalten, verliert dann an Kontur, und auch wir sind nicht ganz bei uns selbst oder vielmehr wir sind ganz auf uns selbst zurückgeworfen in diesem sonderbar losgelösten Zustand, der dem Rausch verwandt ist und der meist wieder endet, noch ehe wir ihn recht bemerken. Vor allem auf Reisen, bei häufigem Ortswechsel oder bei der Rückkehr an einen Kindheitsort nach langen Jahren ist die Orientierung gelegentlich in besagter Weise außer Kraft gesetzt, eine kurze Irritation, die sogleich verschwindet, wenn unser verstörter Ortungssinn nun doch bekannte Konturen identifiziert. Der Ort, an dem

wir uns wiederfinden, ist ein anderer, als wir kurzfristig dachten. Im Halbdunkel dieses kritischen Augenblicks beim Erwachen ist das Bewusstsein zugleich getrübt und geschärft. Die Nahwelt mit ihren Requisiten wird zur Kulisse eines Verwirrspiels des Vertrauten mit dem Unvertrauten, das uns zu Fremden und zu Suchenden in unserem Bett und in unserem Zimmer macht.

Die Skizze dieses eher harmlosen Entrückungszustandes, den das Alltagsleben für uns bereithält, ist unbeholfen und in meiner generalisierenden Fassung wohl kaum tragfähig, sie beschreibt aber hoffentlich einigermaßen nachvollziehbar ein Daseinsgefühl, das mich während zweier Monate im Herbst 2015, die ich auf Einladung von Professor Usami an der Kansai-Universität in Suita/Osaka zubringen durfte, gelegentlich ereilte. Das helle, freundliche und überaus komfortable Appartement im Gästehaus der Universität bot sogleich ein einladendes Zuhause, von dem aus ich zuerst tastende und später immer beherztere und weiter ausgreifende Schritte in die mir unbekanntere Umgebung machte. Japan, das war bei meiner Ankunft ein gänzlich fremdes Land für mich, und ich war der Fremde, voller Respekt und nicht ohne Furcht. Die temporäre Irritation, nicht genau zu wissen, wo ich mich befand, was mich an diesen Ort verschlug und welchen Regeln hier das Leben folgt, erlebte ich und kostete ich aus als ein einzigartiges Privileg. Es lehrte mich demütiges Staunen, es lehrte mich, mit hochempfindlichen Sinnen eine überwältigende Polyphonie an Zeichen zu registrieren, die ich zunächst allesamt nicht verstand, und es führte mir vor Augen, was für ein Geschenk es sein kann, ein Fremder zu sein, wenn man denn, wie mir das zuteil wurde, ein willkommener Fremder ist, ein Unbekannter und ein Gast zugleich.

In Europa und vor allem in Deutschland kreisten im Jahr 2015 die Medienberichte, die Diskussionen und die öffentlichen Bilder um die sogenannte Flüchtlingskrise. Zu Hunderttausenden machten sich Migranten aus den Kriegs-, Krisen- und Armutsgeländern Afrikas sowie des vorderen und mittleren Orients nach Europa auf den Weg, viele verloren auf den gefährlichen Routen ihr Leben oder scheiterten an den

damals noch vergleichsweise durchlässigen Grenzbefestigungen. In Deutschland bildeten sich zwei Lager heraus. Das eine rief eine deutsche „Willkommenskultur“ aus und begrüßte die zeitweilige unkontrollierte Grenzöffnung als humanitäre Praxis einer weltoffenen Gesellschaft. Das andere sah die kaum gebremste Zuwanderung skeptisch und warnte vor deren unabsehbaren Folgen. Der Hoffnung auf eine Bereicherung und eine vielversprechende Transformation von Gesellschaft und Kultur stand die Furcht vor sozialer Erosion und kulturellem Zerfall gegenüber. Andere sahen die ökonomischen, sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen des Landes als robust genug an, um die Migranten, die Fremden, mit ihren Ansprüchen, Erwartungen und Lebenseinstellungen aufzufangen, ohne dass durch ihre Anwesenheit die gesellschaftlich-kulturelle Kontinuität infrage gestellt würde. Rückblickend ist festzuhalten, dass sich während jener Monate bei den Euphorischen ein Klima des Erwachens breitmachte, verstand sich die „Willkommenskultur“ doch nicht zuletzt auch als Ausdruck eines nationalen Erwachens aus dem deutschen, leitkulturell sedierten Dornröschenschlaf, gleichsam als den Tagesanbruch der künftigen plurikulturellen Gesellschaft und der neuen, plurikulturellen deutschen Identität. Die Skeptiker hielten dieser Zuversicht ihr eigenes „Wach auf!“ entgegen, betrachteten den multikulturellen Glücksmoment als einen trügerischen Traum, der, je länger er andauern würde, ein umso böseres Erwachen zur Folge hätte.

Osaka bot mir im Herbst 2015 Gelegenheit, aus der Ferne auf diese Massenbegeisterung und Bedenkenträgerschaft zu blicken, die mein Land ergriffen hatten. Die Fremden, allen voran Fremde aus islamisch geprägten Herkunftsländern, wurden dort teilweise zu Objekten der Umarmung oder aber der Ablehnung gemacht, und diese beiden Haltungen galten bald schon als Manifestationen miteinander unversöhnlicher Weltbilder. Sie beziehen sich unter anderem auf die Frage nach dem Maß an Vielfalt, welches für den Fortbestand der Gesellschaft und der sie fundierenden Kultur zuträglich und erträglich ist. Wenngleich die Antworten unterschiedlich ausfallen, so stellt sich diese Frage für beide

Lager offensichtlich als eines der brennendsten Probleme der Gegenwart. Und es scheint spätestens mit der Flüchtlingskrise von 2015 und seither in verschärfter Weise so, dass es zu einer Spaltung und damit zu einer ernstesten Krise der Gesellschaft führen kann, wenn diese Frage nicht im gesellschaftlichen Gesamtkonsens zufriedenstellend beantwortet wird. Warum aber überhaupt stellt sich diese Frage? Der gesellschaftliche Wandel, die Globalisierung allein können nicht der einzige Grund sein – denn andere, ebenfalls, ja weit dramatischer, im Umbruch begriffene Länder bewegen andere Fragen weit mehr als ausgerechnet diese. Die Krise, die der Aufregung dem Fremden, dem irritierend Fremden gegenüber auf allen Seiten zugrunde liegt, ist wohl eine Krise der Identität. Es ist eine Krise des Bezugsrahmens, in dem wir unseren Platz einnehmen können und der uns im Karussell der Ereignisse einen verlässlichen Wahrnehmungsmaßstab an die Hand gibt. Es ist eine Vertrauenskrise in die gewachsenen Fundamente der Gesellschaft selbst. Es ist die Krise des Erwachenden, dessen Orientierungssinn ihn im Stich zu lassen droht.

Es gibt einen Imperativ zur Multikulturalität, und zugleich sind allerorten Warntafeln aufgestellt. Die Umarmung, das emphatische Bekenntnis zur Vielfalt, ist manchmal nicht mehr als eine Gebärde, eine rhetorische Figur. Die Umarmung nimmt ein, sie nimmt den Anderen hinein, macht ihn zu einem von uns. Sie lässt ihn nicht einen Fremden bleiben, der woanders steht. Sie entschärft die Alterität, nicht zuletzt indem sie sie romantisiert und folklorisiert. Vielleicht träumt sie ja bisweilen auch den Traum von einer neuen, homogenen Gesellschaft, wie auch der Monokulturalismus einer – freilich ganz anders konzipierten – Homogenität entgegenträumt.

In Japan durfte ich ein Fremder sein, ich durfte mich als eingeladenener Fremder in einer in jeder Hinsicht grandiosen, respektheischenden Welt und unter Menschen bewegen, deren Liebenswürdigkeit, Gastfreundschaft, Abgeklärtheit und Klugheit angemessen zu benennen unserer Sprache der entsprechende Superlativ fehlt. Yukihiro Usami empfing mich am Flughafen Osaka, wir wechselten miteinander zunächst kaum

ein Wort. Später führen wir weitgehend schweigend Stunden um Stunden über die Autobahn nach Kagoshima in den japanischen Süden. Es war ein zunehmend warmes Schweigen, dem schließlich erste vorsichtige und dann zunehmend lebhaftere Gespräche folgten, getragen von einer unheimlich inspirierenden Konsonanz und einem herrlich subtilen Spielwitz. Als ich Osaka wieder verließ, hatte ich einen neuen Freund, und beim Abschied blutete mir das Herz. Beim Aufwachen mutet es mich gelegentlich an, als läge ich in Osaka in meinem Bett, gleich werde ich aus dem 8. Stock auf die Siedlung und das Grün hinausschauen, das Gebäude verlassen und die delikatessenreiche Patisserie am Vorstadtbahnhof aufsuchen, bevor ich die Bahn Richtung Umeda besteige, die mich zur Kansai-Universität führt oder ins Zentrum der Großstadt oder an einen der Umsteigebahnhöfe nach Nara oder nach Kyoto oder zu einem der vielen anderen, in der Umgebung liegenden Orte, die mir aufs Neue die Augen für die Schönheit und die Balance und die Größe menschlicher Schöpferkraft geöffnet haben.

